

Predigt über 1. Timotheus 4,4+5
(Erntedankfest Oberkaufungen, 30.9.2018)

Liebe Gemeinde!

Achten Sie auch auf gesunde Ernährung? Ich schon. Wobei ich zugebe: es klappt nicht immer. Manchmal ist der Appetit einfach zu groß: etwa auf „Pommes rot weiß“. Aber grundsätzlich achte ich schon darauf, einigermaßen gesund zu essen. Ich glaube, dass es meinem Körper guttut, dass es mir guttut. Und das ist mir schon wichtig.

Außerdem sehe ich die ganze Geschäftemacherei und Täuscherei auf dem Lebensmittelmarkt. Da wird als „gesund“ angepriesen, was eher schädlich ist. Und es wird getäuscht: da ist der Käse manchmal gar kein Käse mehr, der Fruchtojoghurt enthält gar keine Frucht usw. Angesichts dessen will ich schon darauf achten, was ich zu mir nehme.

Ums rechte Essen geht's auch in unserem Predigttext – zumindest vordergründig. Eigentlich geht es um noch etwas Anderes. Da gab es damals Christen, die meinten, als Christ dürfe man nicht alles essen, man müsse unterscheiden: zwischen reinen und unreinen Speisen. Die reinen dürfe man essen, die unreinen nicht. „Rein“ bedeutete „von Gott erlaubt“, „unrein“ bedeutete „von Gott nicht erlaubt“. Schwein zum Beispiel war unrein – und ist es ja heute auch noch: im Judentum und im Islam.

Das alles hatte damals etwas zu tun mit den jüdischen Speisevorschriften. Die ersten Christen waren ja Juden. Als dann auch Nichtjuden zum Glauben an Jesus Christus fanden, war das eine der Fragen, die geklärt werden mussten: Gelten die alten – jüdischen - Vorschriften noch? Müssen sie beachtet werden? Und: Gelten sie für alle – also auch für die, die Christen sind ohne jüdischen Hintergrund?

Es gab Judenchristen, die der deutlichen Meinung waren: Ja,

auch die Neuen müssen die alten Vorschriften halten, sonst können sie nicht wirklich dazu gehören: zur christlichen Gemeinschaft, zu Gott.

Es gab noch ein zweites Thema. Es gab Christen, die meinten ganz ernsthaft: Das mit dem Heiraten, das solle man lassen. Bei der Ehe gehe es nur um die Dinge dieser Welt. Dabei sei doch für einen gläubigen Menschen anderes wichtiger.

Gegen solche Ansichten richtet sich unser Predigttext. Er ist weit davon entfernt, irgendetwas zu verteufeln oder gering zu schätzen. Warum soll man unterscheiden zwischen reinen und unreinen Speisen? Ist es nicht vielmehr so, dass Gott uns reich beschenkt – mit alledem, das uns ernährt, das wir essen und trinken können?

Und zur zweiten Frage: Warum sollte das Miteinander von Mann und Frau und da dann auch die Sexualität geringgeschätzt werden? Warum sollte darauf verzichtet werden? Beides ist doch auch ein Geschenk Gottes!

Wir sollen nicht etwas geringschätzen oder sogar verteufeln, – von dem, was Gott uns schenkt. Vielmehr dürfen wir uns daran erfreuen, es genießen! So ist das zu verstehen, wenn es im Text heißt: „Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut ...“

Teuflich wird einige Sätze zuvor genannt, wenn Menschen Verbotsschilder aufrichten, wenn Menschen von anderen verlangen, dass sie sich in Glaubensfragen nach ihren Regeln richten. Da ist im griechischen Urtext von „betrügerischen Geistern“ und „dämonischen Lehren“ die Rede. Mit anderen Worten: Teuflich ist es, wenn Menschen das begrenzen, ja sogar verbieten, was Gott uns schenkt, wenn sie es als etwas Schlechtes ansehen.

Ich gebe zu: Wir leben in einer ganz anderen Zeit. Das alles sind für uns fremde Gedanken und fremde Fragestellungen. Und doch sehe ich auch für uns zwei Herausforderungen.

Da ist zum einen die Herausforderung der religiösen Enge. Wenn gläubige Menschen ihre Regeln als Regeln für alle anderen verstehen und wenn sie diese dann auch noch als gottgegeben beschreiben, dann wird es problematisch. Keine Religion ist so richtig davor gefeit, wenn ich es richtig sehe. Nehmen wir den Islam. Ich kenne wundervolle muslimische Menschen, die ihren Glauben in großer Ernsthaftigkeit leben – in Toleranz anderen, etwa uns Christen, gegenüber.

Aber natürlich gibt es auch Enge und Intoleranz im Islam – auch hier in Deutschland. Da werden Christen als Ungläubige angesehen. Da wird kritisches Denken verteufelt. Oder die westliche Freizügigkeit – etwa in Fragen der Kleidung. Kritische Fragen – an den Koran – sind nicht erlaubt. Ich weiß von islamischen Theologen und Theologinnen in Deutschland, die kritisch denken gelernt haben, dafür angefeindet werden und sich mehr Unterstützung wünschen vom deutschen Staat und von der deutschen Gesellschaft. Da liegt noch manches im Argen.

Ich meine, es ist keine unerlaubte Einmischung ist, sondern eine Notwendigkeit, den Islam auf seine engen und gesetzlichen Züge hin zu befragen. In einer Gesellschaft wie der unseren muss das möglich sein. Sonst kann es kein wirkliches Miteinander geben.

Aber wenn ich das mit Blick auf den Islam sage, will ich es auch mit Blick auf den christlichen Glauben sagen. Unser Predigttext zeigt ja, dass auch Christen vor der Gefahr der Enge und der Gesetzlichkeit nicht gefeit sind. Auch Christen neigen dazu, wenn sie nichts verstanden haben von der

Größe Gottes, von seiner Weite, von seiner Liebe.

Die katholische Kirche steht da, wenn ich es richtig sehe, gerade vor einer großen Herausforderung. Sie muss sich jetzt einfach der Frage stellen, was vom eigenen System her nicht stimmt, wenn der Kindesmissbrauch durch kirchliche Amtsträger solche Ausmaße angenommen hat.

Da gibt es die einen, die sagen: „Das hat etwas damit zu tun, dass unsere Kirche zu liberal geworden ist und nicht mehr weiß, richtig von der Sünde zu reden. Alles ist aufgeweicht worden. Wir müssen wieder konservativer werden, uns wieder mehr am Alten orientieren, an den klaren Regeln.“

Daneben die anderen, die der Meinung sind: Der Klerikalismus selbst ruft diese schlimmen Fehlentwicklungen hervor. Wenn die Kleriker, wenn Priester auf ein solches Podest gehoben werden wie das immer noch durch die Amtskirche geschieht, wenn sie immer noch so sehr über den normalen Gläubigen stehen, dann überfordert sie das. Sie vereinsamen. Sie suchen sich Fluchräume. Sie sind alleine mit ihren Sehnsüchten. Sie sind auch alleine mit ihrer Sexualität. Sie haben keine Möglichkeiten, sie auf eine gute Weise auszuleben.

Angeblich wollen sich die deutschen Bischöfe jetzt mit dem Zölibat beschäftigen. Ich halte das für längst überfällig. Der Zölibat ist beileibe nicht an allem schuld, aber er ist eine von Menschen gemachte Regelung, die etwas ganz Zentrales geringschätzt, was Gott uns Menschen geschenkt hat: das Miteinander von Mann und Frau – auch im Sexuellen. Aus dieser Enge muss die katholische Kirche herausfinden. Sie muss entdecken, dass das auch für ihre Priester gilt: „Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird.“

Ja, es ist leider so: Es gibt immer wieder in den Religionen Menschen und Strömungen, die eng sind, die eng denken – und die es auch eng machen für andere. Hinter der Enge aber steht immer die Angst.

Es ist die Angst, nicht wahrgenommen zu werden, nicht wertgeschätzt. Es ist die Angst, zu kurz zu kommen. Vor allem aber ist es die Angst vor der Weite. Die Angst, sich zu verlieren – ohne ganz klare Regeln.

Wer die Liebe kennt, wer sich als geliebt erfährt und als beschenkt, wer Gott danken kann für das, was er schenkt, der verliert diese Angst. Der kommt heraus aus der Enge – in die Weite.

Die Dankbarkeit ist die zweite Herausforderung unseres Textes. Die Dankbarkeit schützt vor Angst und Enge. Denn wer dankbar ist, der weiß, dass er beschenkt ist, dass er reich ist – auch wenn er sich vielleicht nicht so viel leisten kann wie andere. Dankbarkeit sieht das, was da ist – und weniger das, was fehlt.

So führt Dankbarkeit heraus aus der Enge - hinein in die Weite. Und genau darauf zielt dieser Satz aus dem Predigttext: „Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird ...“
Damals sollte deutlich werden: Das, was wir beim Essen zu uns nehmen, das ist nicht an sich rein oder unrein, gut oder schlecht. Entscheidend ist, wie wir damit umgehen, wie wir es ansehen, ob wir dankbar dafür sind – oder nicht.

Die Dankbarkeit führt in die Weite. Ich denke da auch an das Erntedankfest. Es hat ja an Bedeutung verloren. Früher war am Erntedankfest die Kirche voll. Da hatte man noch den Sämann vor Augen, der den Samen per Hand aussät – oder den Bauern, der hinter dem Pflug hergeht und seine Scholle bearbeitet. Da schwang so etwas wie Romantik mit. Doch

nicht nur Romantik. Man wusste noch davon, wie wichtig es für eine gute Ernte ist, dass Sonne, Wind und Regen auf eine gute Weise zusammenspielen. Heute gehen wir in den Supermarkt – und die Regale sind voll. Auch nach diesem trockenen Sommer, der die Landwirtschaft vor große Probleme stellte.

Ja, vielleicht haben wir es etwas schwerer, dankbar zu sein. Schwerer als die Menschen früherer Zeiten, die es noch unmittelbar erfuhren, was das Sprichwort so formuliert: „An Gottes Segen ist alles gelegen.“

Aber vielleicht ist das Erntedankfest ja gerade angesichts dieser Entwicklung von großer Bedeutung. Wenigstens einmal im Jahr kommen wir als christliche Gemeinde zusammen, um Gott zu danken. Wenigstens einmal im Jahr lassen wir uns daran erinnern, dass wir beschenkte Menschen sind. Wenigstens einmal im Jahr machen wir uns bewusst, dass zwar vieles in unserer Hand liegt, dass das Entscheidende jedoch immer Geschenk ist, Geschenk Gottes.

Das könnte auch ein Zeichen sein – für unsere Gesellschaft. Es ist ja kaum zu begreifen, warum es in unserem Land eine so große Wut gibt. Gut, manches liegt im Argen. Ich bin sehr dafür, dass das Thema „soziale Gerechtigkeit“ einen viel größeren Stellenwert bekommt. Ich bin sehr dafür, dass etwa Arbeit mit Menschen – zum Beispiel in der Pflege – deutlich höher bezahlt wird. Ich bin sehr dafür, dass die Lebensleistung von Menschen aus der früheren DDR anerkannt und gewürdigt wird. Ich bin sehr dafür, dass politisches Handeln sich frei macht von der Lobbyarbeit großer Konzerne, von denen wir wissen, dass es ihnen oft nur um Gewinnmaximierung geht und von denen manche in diesem Zusammenhang keine Betrugerei scheuen.

Also: Das, was im Argen liegt, das muss benannt und angegangen werden. Zugleich muss aber doch auch gesehen

werden, wie unglaublich gut es den meisten Menschen in unserem Land geht. Wir waren jetzt zehn Tage in Griechenland im Urlaub. In einer Taverne wurde das Lied „Siga, siga“ gespielt. Übersetzt heißt das so viel wie: „Langsam, langsam. Immer mit der Ruhe.“ Ich sprach die Taverneninhaberin darauf an. Da meinte sie: „Mit siga, siga ist es schon lange vorbei. Aufgrund der wirtschaftlichen Krise müssen die Menschen kämpfen. Sie müssen sehen, wie sie irgendwie über die Runden kommen. Und für viele ist es schwer.“ Das wurde mir auch von anderen bestätigt.

Mir wurde deutlich, wie gut es uns in Deutschland geht. Ich wurde sehr dankbar dafür, wie gut es mir persönlich geht. In einer WhatsApp an eine Freundin schrieb ich: „Gespräche mit Griechen über ihre Situation haben mir gezeigt, wie unglaublich privilegiert ich leben darf. Ich will darüber nachdenken, wie ich andere daran teilhaben lassen kann.“

Die Dankbarkeit ist ein Weg aus der Angst heraus. Sie ist auch ein Weg aus der Gedankenlosigkeit und der Gleichgültigkeit heraus. Es ist eben nicht selbstverständlich, dass wir jeden Tag genug zu essen und zu trinken haben und ein Dach über den Kopf. Es ist nicht selbstverständlich, dass wir alle medizinisch grundversorgt sind. Es ist nicht selbstverständlich, dass wir uns einen Urlaub leisten können.

Dankbarkeit ist der Weg aus der Gedankenlosigkeit und der Gleichgültigkeit heraus. Sie fängt zwar im Kleinen an, im ganz Persönlichen, aber sie hat Auswirkungen bis in das gesellschaftliche Miteinander hinein.

Noch einmal: Sie fängt im Kleinen an, im ganz Persönlichen. Zum Beispiel im Tischgebet. Ich will kein Muss daraus machen – aus dem Tischgebet. Und ich meine auch nicht, dass man da viele Worte machen müsste – schon gar nicht mit salbungsvoller Stimme. Aber einfach ein kurzer Dank oder nur eine kurze Stille, ein kurzes Innehalten vor dem Mittag-

essen – so könnte es schon aussehen. Und es würde uns – wenigstens einmal am Tag – bewusst, dass wir beschenkte Menschen sind.

Ich glaube, wir brauchen solche Riten. Wir brauchen so etwas wie gestaltete Dankbarkeit, weil wir sonst so schnell in den Herausforderungen des Alltags vergessen, wie beschenkt wir sind und weil wir dann in Gefahr stehen, in der Enge zu landen anstatt in der Weite. Darum brauchen wir auch das Erntedankfest. Es kommt uns zugute, uns!

Amen.